

12. Okt. (Anfall des Herzogs) Die ...

11. Okt. (Zur Gründung eines ...)

10. Okt. (Jahresversammlung des ...)

Congresse und Ausstellungen.

10. Okt. (Jahresversammlung des ...)

Personalnachrichten.

Dem Staatsrat ...

Heer und Marine.

11. Okt. Der Kommandeur der 83. Infanteriebrigade ...

Und Nah und Fern.

Zur Orientierung des ...

Die reiche City von London ...

Ein Sparfisch im ...

stern Gegenstand ein ...

Zu dem ...

Gerichtszeitung.

11. Okt. (Strafamt.) ...

11. Okt. (Strafamt.) ...

Wetter-Nachrichten ...

13. Okt. Meist trübe, ziemlich kühl, viel ...

Wasserstände.

Table with columns: Station, Date, Water Level, etc.

*) Beobachtet in der ...

Volkswirtschaftlicher Theil.

Bermittelte Nachrichten.

11. Okt. In der heutigen ...

Waffentberichte.

Central-Liste der Preussischen Landwirthschaftsgesamtheit ...

Table with columns: Location, Quantity, etc.

b) Nach privater ...

Table with columns: Location, Quantity, etc.

c) Weltmarkt.

Table with columns: Location, Quantity, etc.

11. Okt. (Preis.) ...

11. Okt. (Preis.) ...

11. Okt. (Preis.) ...

Waaren- und Produktberichte.

11. Okt. (Preis.) ...

Vertical text on the left margin.

Vertical text on the right margin.



(Nachdruck verboten.)

Das Geheimniß von Birkenried.

39) Roman von Carl Ed. Klopfer.

Bald wurde es ihnen offenbar, daß sie mit dieſem unausgesprochenen Etwas zwiſchen ſich langſam zu Grunde gingen. Sie fanden keine Ablenkung mehr im Menſchengewühl, keine Befriedigung an den wechſelvollen Reiſeeindrücken, nicht einmal mehr Betäubung. Hans ſprach davon, die Jahreswende in Palermo oder in Sorrent zu verbringen und dann den Karneval in Nizza mitzumachen, aber ſie ließen Tag um Tag verſtreichen, und endlich redeten ſie gar nicht mehr von neuen Plänen. Es war ja ganz belanglos, wo ſie ſich befanden. Milde Sonne, Blumen und Raſengrün mitten im Dezember gab es dort ſo wie da, und dort ſo wie da war ihnen dieſe ſüdlüche Natur völlig gleichgiltig, denn das Geſpenſt zwiſchen ihnen wich nicht.

Da — vier Tage vor Weihnachten — traf ein Schreiben von ſeiner Mutter ein. „Was iſt's, Kinder, wollt Ihr mich alte Frau und die Kleine, die bei mir ganz verſauert, wirklich auch am Weihnachtsabend allein laſſen? Könnt Ihr Eurer ſelbſtſüchtigen Verliebtheit nicht ein bißchen Sehnsucht nach der Heimath abringen? Wir ſterben hier vor Langeweile, denn es friert und ſchneit, daß man tagelang nicht vor's Thor hinaus kann, aber zu Viert würden wir's uns recht behaglich machen. Seht doch zu und kommt! Hier iſt ein ſo warmes, trautes Neſt für Euch bereit, wie Ihr's ja in der ganzen Welt nimmer findet.“

Hans packte augenblicklich ein ſehnsüchtiges Verlangen nach der heimathlichen Winterkälte, nach dem Anblick des deutſchen Schnees.

Er warf, über den Brief hinweg, den er ſeiner Frau vorgeleſen hatte, einen fragenden Blick nach ihr. Sie nickte lächelnd und erhob ſich, als gälte es, mit ihm augenblicklich den Eijenbahnwagen zu beſteigen.

„Gewiß, wenn's Dir recht iſt! Was wollen wir denn hier?“

Er ſchloß ſie ſtürmiſch in die Arme. Ein flüchtiger Schimmer von Freude ward ihnen zu Theil. Die Nähe von Birkenried, die ſie anfangs geſtoßen hatten, als lauere dort ein Verderben auf ſie, hatte jetzt keine Schrecken mehr, ſchlimmer konnte es ja auch dort nicht werden. Vielleicht ward ihnen ſogar leichter ums Herz unter den lieben Geſichtern von Mutter und Schweſter; ſchon die Nothwendigkeit, ihnen das ſchauerliche Geheimniß zu verbergen, an dem ſie krankten, war erfreulich, denn damit hatten ſie wenigſtens eine Aufgabe.

Und wirklich, noch am ſelben Tage verließen ſie Capri und eilten der Heimath zu, als erwarte ſie dort ein Paradies. Sie richteten es ſo ein, daß ſie gerade am Nachmittage des Heiligabendſ auf Rebenſtein eintrafen, um die beiden Einſainen zu überrafchen. Und die Jubelſtimmung, mit der ſie aufgenommen wurden, verſchaffte ihnen bei dieſer Weihnachtsfeier

wirklich einmal ein paar Stunden reinen Glückes, in welchen ſie vergeſſen durften. Und die Andauer dieſes Glückes für die Folge zu heucheln, das ſchien ihnen jetzt ſo leicht daß ſie den Entſchluß zur Rückkehr nicht genug preiſen, konnten.

Die Freude der Wiedervereinigung ließ die Mutter und Rätke erſt am anderen Tage dazu kommen, das Pärchen nach ſeinen Reiſeerlebniffen zu fragen. Am feſtlichen Mittagſtiſche holte man ſie darüber aus. Und da geriethen ſie etwas in Verlegenheit.

„Laß ſie doch!“ rief die Baronin lachend der Tochter zu, als dieſe ſich faſt entrüſtete darüber, daß weder der Bruder, noch die Schwägerin im Stande war, von intereſſanten Abenteueru zu berichten. „So geht es ja immer. Sieht es denn für zwei Neuwermählte eine andere Sehenswürdigkeit auf der Welt als das, was ſie ſich wechſelſeitig aus den Augen leſen? Freilich, wozu dann ſo eine koſtpielerige Hochzeitsreiſe gemacht werden muß, das mag man nicht recht begreifen. Zu meiner Zeit war's auch anders.“

„Nun, Du ſiehſt ja, Mama,“ lenkte Brünow geſchickt ab, „daß wir ebenfalls zu der Meinung gekommen ſind. Aber nun ſagt einmal, wie's Euch gegangen iſt! Und wie ſieht es drüben auf Birkenried?“

Um dieſe Frage war ja nicht herumzukommen. Aber auch für Rätke ſchien das angeregte Thema nichts Peinliches zu haben. Sie behandelte es ſo geſaſſen, als intereſſire ſie ſich für die Birkenrieder Verhältniſſe nur der Nachbarſchaft wegen. Sie ergänzte ſogar die Erzählung der Mutter, wenn ihr deren Mittheilungen über den neuen Schloßbeſitzer nicht ausführlich genug erſchienen.

Graf Wladimir Morawinski war erſt vor drei Wochen in den Beſitz ſeines Erbes getreten. Weber Rätke noch ihre Mutter hatten ihn geſehen. Aber die Dienſtleute waren ihm ſchon mehrmals begegnet, und wenn man ihren übereinſtimmenden Ausſagen glauben durfte, ſo ſah man's dem jungen Herrn jetzt deutlich an, daß er von vornehmeren Eltern abſtamme.

„Aha!“ machte Brünow mit einem ſkeptiſchen Lächeln.

Uebrigens ſei er gar nicht ſtolz. Er hätte ſeinen Ziehvater, den alten Skalki, zu ſich genommen und ihn auf dem Schloſſe wie ſeinen echten Vater halten wollen. Aber der ſchlichte Bauer hatte ſich mit anerkennenswerthem Takte dagegen geſträubt, an der Seite des unruhigen Herrn Grafen ein Anſehen zu genießen, in das er ſich doch niemals ſchicken könne. Er lebte jetzt draußen auf einem Vorwerke der zu Birkenried gehörigen Beſitzungen — die Pachtverträge der einzelnen Güter waren abgelöſt, theils für die nächſten Termine gekündigt worden — und war froh, daß er ſein durfte, was er geweſen: ein einfacher Bauer. Kam der einſtige Ziehvater zu ihm hinaus, ſo behandelte er ihn wie der Pächter den Gutsherrn.

„So hat es der kühne Burſche — Pardon! der junge Herr Graf alſo wirklich gewagt, die Güter in eigene Bewirthſchaftung zu nehmen?“

„Und er soll eine erstaunliche Umsicht dabei entwickeln,“ bestätigte die Baronin. „Er hat ja übrigens an dem alten Ploß einen bewährten, tüchtigen Verwalter.“

„Freilich, freilich. Und der Herr Doktor — den jungen Ploß meine ich — der ist jetzt wohl Hahn im Korbe auf Birkenried, wie?“

„Es scheint so,“ antwortete Käthe dem Bruder, den Mund vorziehend. „Der ist jetzt etwas wie Intendant oder Sekretär bei dem Grafen und nützt diese fette Pfründe wohl nach Kräften aus.“

„Pfui, Käthe!“ verwies sie die Mutter. „Wie kannst Du dergleichen behaupten? Wenn Morawinski dem Mann eine anständige Stellung geboten hat, so ist das doch nur ein Akt schuldiger Dankbarkeit gewesen. Ohne den jungen Ploß wäre er schwerlich zu dem gekommen, was er nun ist und hat. Freilich, Du hast stets eine Abneigung gegen ihn und gegen seinen jetzigen Herrn. Hat sich Hans nicht oft darüber beklagen müssen, wie abscheulich Du den Jan Skalicki zu behandeln beliebest?“

Jetzt mußte sich Käthe doch abwenden, um so mehr, als sie der Blick des Bruders verfolgte und sie sogar auf den Lippen Eglantine's ein feines Lächeln wahrgenommen hatte. Freilich, die mußte durch ihren Mann ja längst von einer Geschichte erfahren haben.

Gleichwohl faßte sich die Baronesse sehr rasch wieder. Die Mutter wußte ja bis heute noch kein Sterbenswörtchen von dem Auftritt im Stalle.

„O, bezüglich Morawinski's mußt Du mir doch das Zeugniß geben, daß ich ihm jetzt alle Gerechtigkeit widerfahren lasse!“ Was mir an Jan Skalicki nicht gefiel, das waren eben manche Eigenheiten, wie sie für einen Burschen nicht passen. Ich habe das polnischen Dünkel genannt. Und damit war ich doch im Grunde genommen scharfsichtiger als Ihr Alle; ich habe eben das aus ihm herausgewittert, was ihn jetzt nach der Behauptung der Leute wie einen echten Kavaliere auftritt läßt.“

Brünow lachte kurz auf. Aber Eglantine stimmte der Schwägerin kopfnickend bei.

„Käthe hat wirklich nicht Unrecht. Die Ritterlichkeit in seinem Wesen gefiel mir von jeher, und ich glaube in der That, daß er sich in die nunmehrige Würde gar bald vollkommen eingewöhnt haben wird.“

Käthe dankte der Freundin mit einem Blicke, wie ihn nur Frauen untereinander verstehen. Eglantine war hier die Einzige, welche errieth, wie „die Kleine“ unter diesen Erörterungen litt. Ja, Käthe übte sich in einer Selbsterleugnung, die aus Heroische grenzte. Wenn sie trotzdem stets den ersten Ton angab, um das Gespräch auf Birkenried und diesen Grafen Wladimir zu lenken, so ging es ihr eben wie einem Verwundeten, der nicht umhin kann, die Stelle, die ihm so bittere Schmerzen bereitet, doch immer und immer wieder zu betasten.

„Er arbeitet auch mit rastlosem Eifer an seiner Bildung,“ bemerkte sie. „Man sagt, er sitze die meiste Zeit über allen möglichen Büchern, oft ganze Nächte hindurch.“

„Kann mir's denken,“ lachte Brünow wieder. „Vielleicht geht er mit der Absicht um, im Karneval als geschneigelter Salonheld in den Breslauer Zirkeln aufzutreten. Was zu einem Gecten gehört, das eignet man sich ja bald an.“

Käthe legte die Lippen fest aufeinander und schwieg. Wollte sie der Bruder verlegen, oder glaubte er, in solcher Weise die Kur zu beschleunigen, die sie sich selbst verschrieben hatte? — Da bereitete ihr Eglantine abermals die Genugthuung, sich auf ihre Seite zu stellen, indem sie ihrem Gatten einen schmerzlichen Blick zuwarf, der diesen rasch erbleichen ließ.

„Ich würde meinen Vetter wirklich nicht ungern begrüßen,“ bemerkte sie dann leise.

Hans sah starr auf seinen Teller, als habe er diese Worte überhört.

Am Neujahrstage gab es einen Frost, daß die Fenster mit dicker Eisschicht belegt waren. Im Hofe lag ein Schneeteppich, der sich erst in den Vormittagsstunden neu gebildet hatte. Die vier Personen im Herrenhause konnten weder sehen noch hören, wie gegen die Mittagsstunde ein Einspänner in den Hof einfuhr. Da überraschte sie die Meldung des Dieners, als käme eine Bombe in's Zimmer geslogen:

„Graf Wladimir Morawinski bittet, den Herrschaften seine Aufmerksamkeit machen zu dürfen.“

Käthe war's, als müsse sie sich hinter den Ofen verkriechen, und Hans und Eglantine sahen einander an, Jedes für das Andere fürchtend. Die Baronin war die Erste, die ihre Geistesgegenwart zurückeroberte.

„Sehr angenehm,“ sagte sie und raffte sich schon auf, den im Salon draußen wartenden Besucher zu empfangen.

„Wenn ich nur wüßte, was wir mit ihm anfangen sollen,“ zischelte Brünow ärgerlich, sich an Käthe wendend, die noch immer die Stuhllehne umklammert hielt, an der sie im ersten Schreck Stütze gesucht hatte. „Giebt es eine peinlichere und lächerlichere Lage, als die unsere? Mein einstiger Bursche als Graf, den wir nachbarlich freundlich begrüßen! Hat man je eine so unmögliche Komödie erlebt?“

Mit einer verzweifelten Geberde folgte er seiner Frau, die sich bereits ebenfalls nach dem Salon begeben hatte. Hinter ihm bequeme sich endlich auch Käthe zu dem unvermeidlichen Gange. Was half es? Die Pille mußte verschluckt werden . . .

Wie man sich doch oft nur mit einem leeren Schatten herumschlägt, mit Gefahren, die plötzlich nicht mehr vorhanden sind, wenn man ihnen beherzt zu Leibe geht! Als Käthe in den Salon hinaustrat und den angekündigten Gast sah, war ihre Befangenheit wie weggeblasen.

Den Anderen ging es genau so. Sie dachten diesem jungen Manne gegenüber jetzt weder an Verlegenheit, noch an Spott. Sollte er sich um eine „Komödie“, eine Maskerade handeln, so hatte sie sich mit Jan Skalicki, dem Pferdéburschen, abgespielt; der da vor ihnen stand, das war unzweifelhaft der wahre Mann ohne Verkleidung: der junge Graf Morawinski.

Vielleicht lag auch viel an den Zivilkleidern, in denen er ja noch keiner dieser vier Personen gesehen worden; jedenfalls nahm man jetzt seine Verwandlung als die natürlichste Sache von der Welt auf.

Er sah in dem einfachen schwarzen Salonrocke etwas kleiner aus, als in der Mannuniform, und sein brünettes Gesicht erinnerte jetzt mehr als je an das eines Südländers. Seine Haltung, sein Wesen, gleich weit entfernt von Annäherung wie von alberner Schüchternheit wußte auf den ersten Blick für ihn einnehmen. Das war eine schlichte, offene Natur. Da gab es auf beiden Seiten nichts Peinliches, nichts Konventionelles: das war ein lieber Bekannter, den man nach langer Zeit wieder im Hause begrüßte.

Als er Käthe herankommen sah, reichte er ihr ungezwungen die behandschulte Rechte und brachte auch ihr die Neujahrsglückwünsche dar, die er zum Vorwande seines Nachbarbesuches gemacht hatte, und sie erwiderte ihm auf die natürlichste Weise. Aber in ihrer Brust quoll es auf, eine wohlthätige warme Welle, wie ein Frühlingsstrom, der selige Freudenthränen aufthaut; sie hatte es sofort in seinem Blicke gelesen, daß alle ihre Verneinungen, Drangsale und Quälereien nur Thorheit gewesen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über Möven.

(Schluß.)

Die Möven sind früher viel häufiger an der Nord- und Ostsee gewesen als gegenwärtig, und wenn man das wahre Mövenleben kennen lernen will, muß man schon die polnischen, nördlichen Länder aufsuchen, wo die Klippen nicht mit Tausenden, sondern mit Hunderttausenden von ihnen bevölkert sind. In den fünfziger Jahren schon klagt der deutsch-holländische Zoologe Schlegel: „Die kleine Zahl der in unsern Dünen brütenden Möven vermindert sich von Jahr zu Jahr, und an vielen Stellen, an denen sie sonst regelmäßig zu nisten pflegten, sind sie verschwunden. Das ist auch der Fall mit der großen Seeschwalbe (*Sterna cantianca*), die mit den Möven jetzt auch von Eierland (einem kleinen Inselchen zwischen Vlieland und Texel) das einst seinen Namen von der unbeschreiblichen Menge der Eier dieser noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts dort nistenden Vögel erhalten hatte, als Brutvogel völlig verschwunden ist.“ Bis Anfang des Jahrhunderts brütete die Silbermöve auf der Düne und in den Felsen Helgolands, aber schon vor einigen fünfzig Jahren war sie hier verschwunden. Daß sie sich von der Düne zurückzog, mag auf deren Abnahme und auf den gesteigerten Badebeluch zurückzuführen sein, daß sie aber auch von den Felsen verdrängt, wird wohl auf die berüchtigte Jagdlust oder richtig erbärmliche Mordlust der Helgoländer zurückzuführen sein.

Ende der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts brüteten nach den Angaben des Holländers Westerhoff auf Rottum etwa 10000 Pärchen der Silbermöve; Altum schätzte 1862 die Zahl der hier brütenden Möven auf 15000 Stück, was einen Rückgang von 5000 Stück innerhalb einiger zwanzig Jahre ausmachen würde. Der ebengenannte Zoologe theilt weiter mit, der flache Strand jener Insel wäre stellenweise mit den weißen Excrementen der Möven so dicht befestet gewesen, daß er wie ein frischgeweißter Zimmerboden ausgesehen hätte. Der Vogt von Rottum, zu dessen Einnahme der aus den genommenen Eiern gemachte Erlös gehört, schätzte die ihm jährlich dadurch aufsteigende Summe auf durchschnittlich 1750 holländische Gulden. Um sich einen Bestand zu sichern, nahm er den Vögeln die beiden ersten Gelege, jedes zu 2—3 Eiern, ließ sie aber die nachgelegten ruhig ausbrüten. Auch war der Mann verständig genug, den mit Schießgewehren ausgerüsteten Jagdschützen den Zutritt auf seine Insel zu verwehren. Altum glaubt, daß alle Möven, die man zu jener Zeit auf Vorkum, Nordeyney und am Dollart sah, Rottumer Brutvögel gewesen seien.

Auf Sylt sollen sonst jährlich 50000—60000 Eier, hauptsächlich der Silbermöve, gesammelt worden sein. Nach Mittheilungen von Möbius aus dem Jahre 1870 stand das Einsammeln der Eier auf der Lister Düne den beiden Bauern von List zu. Es wurden durchschnittlich 30000 bis 40000 Eier gesammelt. Die Silbermöve legte, wenn ihr die beiden ersten Gelege (5—6 Eier) genommen worden sind, noch 3 Eier, es würde mithin der Bestand an alten Vögeln bei List etwa 6500 Pärchen betragen haben. Die Vögel fangen in der Zeit vom 10. bis 12. Mai an zu legen, mit dem Einsammeln beginnt man zwischen dem 15. und 18. Mai und fährt damit fort bis zum 18. oder 20. Juni.

Uebrigens haben in den letzten 20 Jahren auf Sylt die Möven bedeutend abgenommen, und Gäike, der alte Vogelwart auf Helgoland, erzählt hierzu eine tragikomische Geschichte, aus der einmal wieder hervorgeht, wie durch ein Gesetz das Gegenheil von dem erreicht werden kann, was erreicht werden soll. Die Silbermöven brüteten, wie wir sahen, bis 1873 zahlreich auf Sylt. Im Jahre darauf fand Gäike zwar noch mehrere Hundert Nester, aber bis auf drei ausgeraubt. Den Eigentümern der Schafriffen zwischen den Dünen stand die Ernte an Vogelnestern auf der Düne zu, die, nachdem sie die beiden ersten Gelege genommen hatten, das dritte unter Aufsicht und Schutz ihrer Hirten stellten, denen sie dafür die kleineren Eier der Seeschwalben überließen. Da trat das vom Reichstag angenommene Vogelschutzgesetz in Kraft, nach dem die Grundbesitzer die Mövener nicht mehr einsammeln durften. Sie verloren natürlich ebento wie ihre Schäfer jedes Interesse daran, die Möven zu schützen, und ließen die Sache laufen, wie sie wollte. Der Erfolg war, daß die biederen Inselaner sich die Sache zu Nutzen machten und während der Nacht und in der Morgendämmerung alle Nester gründlich ausraubten. Auf

jedem Düngerhaufen vor den kleinen Häusern bemerkte unser Gewährsmann Schalen von Mövenern schubkarrenweise; man hielt es nicht einmal für nöthig, sie zu verstecken, eine Thatsache, die auf die Handhabung der Polizei auf Sylt zu damaliger Zeit ein eigenthümliches Licht wirft.

In den fünfziger Jahren hatte die Regierung zu Stralsund für die ihr unterstehenden Theile der Ostsee sehr vernünftige Maßregeln zum Schutze der Seevögel ergriffen. Auf Giddesöe hatten früher diese Thiere in ungeheuren Schaaren gebrütet, doch war nach und nach auch hier eine merkwürdige Abnahme eingetreten, da sich die Fischer die Eier für ihren Hausbedarf gewissermaßen als eine rem nullius, als herrenloses Gut, weghöhen. Da nahm die Regierung die Inselchen Neuhöfen bei Hütten und Ruden vor Ugedom unter ihre Obhut, und Niemand darf sie bei entsprechender Geldstrafe überhaupt betreten, sodaß hier die Vögel unbehelligt brüten und sich vermehren können.

An der ostpreussischen Küste scheinen die Möven stellenweise noch zahlreich zu sein, wenigstens spricht Benecke (1881) von Schaaren von 10- bis 50000 Stück, aber er giebt nicht an, ob sie sich in der Brützeit so massenhaft dort zeigen oder etwa im Hochsommer, Herbst und Winter. Das ist aber ein großer Unterschied, denn in diesen Zeiten ziehen sich nicht nur die Lademöven, die im Binnenlande gebrütet haben, an die Küste, es stellen sich auch nach und nach nordische Möven ein, die hier ihre Winterquartiere zu nehmen gedenken. Dann erscheinen außer der dreizehigen Möve die Herings-, Eis- und Mantelmöve.

In dem westlichen Theile der Ostsee giebt es auch gewisse, von den Möven bevorzugte Standplätze, so zum Beispiel eine der „Mövenberg“ genannte Sandbank im Busen der Schlei. Hier werden die Thiere nach von Egel während der Brützeit geschont, aber Ende Juni verkündet oder verkündete, ich weiß nicht, ob es noch geschieht, der Magistrat zu Schleswig in feierlichem Umzuge und mit drei obligaten Flintenschüssen die Eröffnung der Jagd auf die armen, unglücklichen Bewohnerinnen des Mövenberges, und Hunderte von Liebhabern theilnahmen sich an diesem Volks- oder besser Mordfeste.

Die Nahrung der Küstenmöven besteht aus Seethieren, und zwar wesentlich aus Fischen, und Benecke berechnet, daß, wenn eine Möve täglich $\frac{1}{8}$ kg Fisch vertilgt, was bei ihrer ruhlosen Gefräßigkeit ein sehr niedriger Ansaß ist, ihrer tausend täglich 125, monatlich 3750 und jährlich 45000 kg vernichten. Daran würden die 6500 Pärchen auf List jährlich beinahe 300000 kg konsumirt haben, was denn doch schon eine recht hübsche Menge ist.

Die Möven fressen nicht bloß frische Fische, sie gehen auch nach Aas. Ich habe oft die Felder um Rynsburg zwischen Leyden und Rattwyk, auf denen man Blumenkohl zog und die man mit Fischen bünkt, sodaß sie bei günstigem Winde stundenweit landeinwärts zu riechen waren, von Möven bedeckt gesehen.

Hinter den Zügen der Heringe und Sprotten sind sie bei Tausenden her, und es mögen unglaubliche Massen sein, die sie von diesen Fischen verschlingen. Sie sollen aber auch Insekten fressen, sich z. B. große Mücken an schönen Sommerabenden in der Luft haften, und die im Magen einer Heringsmöve aufgefunden Menge solcher Insekten soll $1\frac{1}{2}$ Unze (45 g) gewogen haben. Nützlicher werden sie wohl durch das Vertilgen der räuberischen Feinde der Austern und Miesmuscheln, der Seeferne, mit denen sie hauptsächlich ihre Jungen füttern. Sonst überwiegt ihr Schaden, abgesehen von den Eiern, ihren Nutzen, wenn er auch den Seefischen gegenüber nicht so ins Gewicht fällt, wie es etwa der Fall sein würde, wenn sich die Vögel ausschließlich von Süßwasserfischen ernährten. Eßbar sind Möven ihres entsetzlichen Thrangejmachts wegen nur für wenige Menschen, die dreizehige soll, so lange sie sich an Binnengewässern aufhält, noch am ersten zu genießen sein.

Man muß aber den Thieren gegenüber nicht immer nach ihrem direkten oder indirekten Nutzen, etwa in erster Linie nach darnach fragen, ob sie wohlthätig sind, das ist ein trauriger Standpunkt! Thiere haben auch ihre ästhetische Bedeutung, und die wird gerade den Möven, der eleganten, lebhaften Staffage der Seeküste, Niemand absprechen wollen.

Allerlei.

Abgeführt. Für den eigenthümlichen Mangel an Partzufühl, den besonders die Engländer ihren amerikanischen Vettern und Vätern nachrühmen, liefert eine kleine Episode, die sich jüngst in Paris ereignete und indistinkterweise von einer französischen Zeitschrift ausgedrückt wird, eine treffende Illustration. Die charmante Gräfin de Castellane, Tochter des Eisenbahnkönigs Jay Gould, die gleich mehreren ihrer an französische Aristokraten verheirateten Landsmännern in dem Glauben lebt, den Fraubourg Saint Germain in der eleganten Seinstadt zu beherrschen, hat einen recht unangenehmen Saupass gemacht, den man ihr sobald nicht vergessen wird, ebensovienig wie sie selbst die Zurechtweisung, die ihr das gesellschaftliche Versehen eingetragen, leicht verwinden dürfte. Madame la Komtesse hatte das Malheur, in der vergangenen Woche den Concierge ihres Palais durch den Tod zu verlieren und, ängstlich besorgt, den valanten Posten sofort wieder durch ein repräsentables Individuum zu besetzen, erinnerte sie sich eines total verarmten alten Grafen, der ihr für die Stellung in ihrem Hause wie geschaffen erschien. In dem erhebenden Bewußtsein, ein gutes Werk auszuführen, begab sich die Gräfin unverzüglich in ihrem luxuriösen Coupé zu der ihr befreundeten Herzogin von N. . . einer Dame, die in der Crème der Pariser Gesellschaft wegen ihres Witzes und ihrer Schlagfertigkeit in Bezug auf scharfe Antworten sehr bekannt ist. In diese letztere Eigenschaft ihrer vornehmen Bekannten dachte Komtesse Boni aber gar nicht, als sie sich melden ließ und ohne Umschweife ihr Anliegen vorbrachte. „Sie kennen den armen Grafen ja so gut, meine liebe Herzogin,“ meinte die geborene Gould in echt amerikanischer Naivetät, „vielleicht hätten Sie die Güte, mit ihm über die Sache zu sprechen. Ich habe gehört, daß er sein gesamtes Vermögen verloren hat, und da er zu stolz ist, um von seinen Freunden zu borgen, muß er ja im Elend verkommen. Jedenfalls würde er in meinem Palais eine hübsche, warme Wohnung haben, die ihm schon angenehmer sein wird, als die armelige Dachstube, in der er jetzt lebt. Außerdem werde ich ihm doppelt so viel Salaire zahlen, wie mein früherer Portier bekommt. Die wirkliche Arbeit kann ja einer meiner vielen Diener übernehmen. Wie denken Sie darüber, meine Liebe?“ Die Herzogin räusperte sich einen Moment, und auf ihrem stolzen Gesicht erschien jenes feine undefinirbare Lächeln, das stets eine ihrer satirischen, von Vielen so gefürchteten Erwidrerungen ankündigt. „Ah, ma chère,“ ließ sich die Dame vernehmen, „ich wußte in der That nicht, daß es dem Grafen S. . . i so miserabel geht, wie Sie sagen. Ich will ihm gern von Ihrem Anerbieten sprechen, nur fürchte ich, daß Sie sich selbst sehr schaden würden, wenn er die Stellung in Ihrem Hause acceptiren sollte, was ich noch sehr bezweifle.“ „Wie meinen Sie das, Herzogin?“ fragte die unvorsichtige Komtesse erstaunt. „Eh bien, meine Liebe; wenn Sie den Grafen an Ihre Thür postiren, dürften Sie bald die Entdeckung machen, daß Ihre Salons an Ihren Empfangstagen ziemlich leer sein würden. Ich glaube, wir würden Alle unten in der Portiersloge bleiben.“

Das Wiedersehen Carl Neufelds mit seiner Frau, die dem aus langjähriger Gefangenschaft der Derwische Befreiten nach Kairo entgegengeritt ist, findet unter etwas eigenthümlichen Umständen statt. Es ist bekannt, daß Neufeld während seiner Lebensjahre nicht unbeweiht geblieben ist, und daß ihm seine abessinische Dienstin zwei Kinder geboren hat, die vorläufig in Omdurman zurückgeblieben sind. Es wurde daraufhin bereits die Frage aufgeworfen, ob er nicht wegen Bigamie zu befragen sei. Abgesehen davon, daß es sich bei dem Verhältnisse Neufelds zu der Abessinierin nicht um eine Ehe in unserem gesetzlichen Sinne handeln kann, da weder eine kirchliche noch staatliche Trauung nach dieser Auffassung vorliegt, muß denn doch vor Allem betont werden, daß hier derartig abnorme Umstände mit in Betracht kommen, die es von vornherein verbieten, den Maßstab unserer europäischen Gesetze und Anschauungen anzuwenden. Verlesen wir uns doch in die Mahdijeh, wo die Ehelosigkeit als schweres Staatsverbrechen galt und die Ehe im Weigerungsfalle mit Gewalt erzwungen wurde! Schickten doch der Mahdi und besonders der Khalifa einfach den Gefangenen die Frauen, die sie ihnen bestimmt hatten, ins Haus mit dem Befehl, sie zu behalten, zu ernähren und — last not least — für Nachkommenschaft zu sorgen. So ging es auch unserem Landsmann, dem aber die zuerst als Sklavin zurückgehaltene Abessinierin mit dem Befehl, sie zu heirathen, übergeben und im Falle der Kinderlosigkeit mit einer anderen gedroht wurde. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an die Tyrannei, die man, wie auch Herr Neufeld bestätigt, gegenüber den katolischen Missionsschwestern angewandt hat, die ebenfalls, trotz ihres Sträubens, kurzer Hand einem Manne jugetheilt wurden. Der einen, der früheren Schwäger Oberin, die, einer reichen italienischen Adelsfamilie entstammend, aus reiner Begeisterung sich ihrem Berufe gewidmet hatte, war das Glück zu Theil geworden, einem rücksichtslossten Manne „angetraut“ zu werden, der sich mit einer Scheinehe begnügte. Damit aber war dem Khalifa nicht gedient, und als nach einem Jahre noch keine Kinder da waren, drohte er, die Schwester irgend einem anderen Menschen zu übergeben. Neufeld hat in Kairo bei seinem alten Bekannten, dem Deutschen August Goss, Wohnung genommen.

Ein ehebrecher Barbier. Man schreibt aus Kopenhagen: Hier war ein jünger Barbier gerichtlich dazu verurtheilt worden,

binnen sechs Wochen eine energische Expeditrice zu ehelichen, widrigenfalls er für jeden Tag eine Buße von 5 Kronen an die Armenkassa zu bezahlen hätte. Tage und Wochen vergingen, aber der junge Barbier dachte nicht ans Heirathen. Da ging die energische Braut aufs Amtsgericht und erbat sich gegen den Barbier ein sofort vollstreckbares Urtheil, demzufolge er 420 Kronen an die Armenkassa abzurufen habe. Der Barbier erklärte vor Gericht, daß ihm jegliche Mittel zur Deckung fehlten. Als ihn aber der Amtsrichter darauf aufmerksam machte, daß ihn seine Braut in den Schuldturm stecken lassen könne, wenn er die Zahlung der Buße verweigere, meinte er kleinlaut, er wolle sich lieber noch einmal überlegen, ob es nicht doch das Beste wäre, sich mit der Dame zu verheirathen.

Eine Menschenmaschine. Wenn die Maschine in Birma — so lesen wir in „Mutter Erde“ — auch durchweg fremder Import ist, so giebt es doch einen autochthonen Bewegungsmechanismus, dessen Erfindung in vorzeichentliche Zeit fällt und der jetzt in den Centralgefangnissen von Rangoon als Zucht- und Beschäftigungsmittel für die Sträflinge dient. Es ist dies die Treitmühle, die auch im mittelalterlichen Gemeindegewerbe Deutschlands nicht unbekannt gewesen ist, in Birma aber in ostasiatischer Potenzierung in Ercheinung tritt. Eine mächtige Holzwalze von etwa zwei Metern Durchmesser ist mit scharfzahnigen Stufen besetzt. Ueber der Walze läuft an einem Gebäl eine eiserne Stange, an welche die zum Treten verurtheilten Sträflinge angeletzt werden. Wenn Alle oben stehen, wird der Sperrklotz der Walze gelöst, und die Verurtheilten müssen treten, immerfort treten. Unterläßt es einer, so rückt er so weit, als es die Kette erlaubt, an der Walze heran, und diese schlägt ihn die Kanten der Tritte so an die Beine, daß die Haut abgeschürft wird. Den heftigen Schmerz hält der Sträfling nicht aus und bemüht sich möglichst schnell, wieder einen Tritt zu erfassen und mit den anderen weiter zu treten. Auf die Beibehaltung der Treitmühle als Strafmittel sind die Engländer verfallen, weil die Eingeborenen in Folge ihrer fanatischen Religion nicht die geringste Furcht vor dem Tod empfinden, also mit Todesstrafe nicht gedroht werden können, und weil sie eine Entkerkerung, während der sie doch ernährt werden müssen, als eine willkommene Umwechslung und Ausruhezeit ansehen. Es handelt sich also hier um ein Vorgehen, das in der Abschreckungstheorie seine Erklärung findet. Ich sah 68 Sträflinge, meist Mörder, Räuber und Einbrecher, zugleich treten. Sie sind immer je zweierhalb Stunden auf der Mühle. Dieser Motor setzt eine Reihe von Maschinen in Bewegung, auf denen das Holz gedreht, gepreßt oder sonstwie bearbeitet wird. Die Gefangenen werden gewöhnlich mit Holzschmiederei und Leppschmiederei beschäftigt.

Vom Bücherwisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Die „Deutsche Rundschau“ eröffnet mit ihrem Oktoberheft den fünfundsingzigsten Jahrgang; und nicht würdiger konnte dieser geweiht werden, als indem an seine Spitze Marie von Ebner-Eschenbach's neueste Erzählung „Der Vorzugsschüler“ gestellt wurde — ein Werk, in dem die Dichterin die unerreichte Tiefe ihrer Kunst auf das Gracienhafte zum Ausdruck bringt. Als ein feines Geistesstück ist dieser meisterlichen Schöpfung eine neue Gabe Paul Heyse's im gleichen Hefte noch angehängt: Das Märchen vom Herzblut, so daß die verehrteste Dichterin unserer Zeit und der Altmeister der Novelle gemeinsam der Deutschen Rundschau ein poetisches Geleitwort für die kommende Zeit mit auf den Weg geben. Und wie im Gebiete der schönwissenschaftlichen Literatur erfreut sich die Deutsche Rundschau auch in dem der wissenschaftlichen weiterhin der Beiträge unserer bewährtesten und allgemein anerkannten Autoren. Im Oktoberheft bringt sie einen der letzten Aufsätze des unlängst verstorbenen, unvergesslichen Botanikers Ferdinand Cohn, einen geistvollen Essay über die Pflanzen in der bildenden Kunst; ferner ein von Felix Salomon entworfenes scharfes Charakterbild von William Swart Gladstone; den Anfang einer Schilderung, die Rudolf Lindau von einem Ausflug nach den ägäischen Inseln giebt und die gerade jetzt erhöhte Aufmerksamkeit auf sich lenken dürfte; einen kleinen aufklärenden Artikel über die Bastille, der manche falsche Vorstellung zerstreuen wird; Briefe von Gottfried Keller an Jacob Vächtold, die Erich Schmidt mittheilt und mit erläuternden Zusätzen versehen hat; eine Fülle kürzerer Auslassungen, die zum Theil im Anschluß an die Ereignisse der letzten Wochen entstanden sind, wie die Würdigung des Schaffens von Georg Ebers durch Wilhelm Bölsche, Betrachtungen über die niederländischen Feste und den Tod der Kaiserin von Oesterreich. Eine rolistische Rundschau und eine literarische Rundschau — mit ausführlichen Besprechungen neuer Werke über Indische Philosophie, hervorragender Ercheinungen Aus fremden Literaturen und Theodor Fontane's Autobiographie, sowie literarischen Notizen und einer Bibliographie — kommen zu alle dem noch hinzu. Daß auch die nächsten Hefte der Deutschen Rundschau durch eine gleiche Fülle werthvollen und mannigfachen Inhalts ausgezeichnet sein werden, — dafür bürgt die große Zahl der vorliegenden und in einem Vorwort An unsere Leser einzeln aufgeführten Beiträge.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Walter G e b e n s l e b e n. Rotationsdruck und Verlag von Otto L i e b e, Halle (Saale), Leipzigerstr. 8